

Der Tote im Watt

Er lag unweit des Rundganges, den Wattführer Andersen mit der Gruppe von Urlaubern von Vogelkoje aus bei Ebbe nahm; immer nur zwölf Personen,



damit sein Vortrag über Wattwürmer und die anderen Bewohner des Schlicks auch gebührend Gehör fand. Einer von den Zwölfen hatte die unregelmäßige Erhebung in hundert Meter Entfernung gesehen und sich beherzt ein wenig von der Gruppe abgesetzt.

Der Tote trug weder Schuhe noch Strümpfe, die Beine der grünen Leinenhose waren bis zu den Waden hochgekrempelt, der blaue Regenanorak offen und die Kapuze aus dem Kragen hervorgezogen. Der schreckverzerrte Ausdruck des Gesichtes rührte nicht von geweiteten Pupillen her – die Augen des Toten waren geschlossen – sondern vom offenen Mund, der den Betrachtern einen stummen Todesschrei durch die Glieder jagte.

Man könne den Toten nicht den Möwen und dem auflaufenden Wasser überlassen, sagte der Wattführer. Verlegen, als sei die Entscheidung nicht persönlich gemeint, nahm er eines der fünf ihm entgegen gestreckten Mobiltelefone und alarmierte die Polizei. Eine Stunde später war die Fundstelle markiert und der Tote abtransportiert.

Der Tote machte keine Schwierigkeiten. In der Innentasche des Anoraks befand sich ein Portemonnaie mit einigen durchnässten Geldscheinen und nicht mehr lesbaren Papierzetteln, offenbar Kassenquittungen, Personalausweis, EC-Karte. Bernd Schmidt, 42 Jahre alt, wohnhaft in Bochum. Bis zum Abend wusste die Polizei, dass Bernd Schmidt das Einzelzimmer in einer Pension in Hörnum gemietet hatte und seit gestern nicht mehr gesehen worden war. Niemand fand sein Wegbleiben beunruhigend, Schmidt hatte sich von den anderen Pensionsgästen – vier Ehepaare über sechzig – fern gehalten und eine Einladung zum gemeinsamen abendlichen Kartenspiel freundlich und bestimmt abgelehnt. Bei Alleinreisenden war auch nicht ungewöhnlich, dass sie spontan in anderen Einzelzimmern außer Haus übernachteten.

Die Durchsuchung des Zimmers ergab keine Hinweise auf eine nicht natürliche Todesursache. Bernd Schmidt war ertrunken, so die Autopsie, und wenn ihn jemand unter Wasser gedrückt hatte, dann hatte er sich gegen seinen Angreifer nicht gewehrt, denn an seinem Körper waren keine Spuren von Gewaltanwendung oder eines Kampfes erkennbar. Dort, wo ihn die

Wattwandergruppe gefunden hatte, konnte er nicht ertrunken sein, das Hochwasser lief an dieser Stelle nur bis auf ein Meter zwanzig auf. Die Polizei ging von der Annahme aus, Bernd Schmidt sei weiter nördlich in der Nähe von List ins Wattenmeer aufgebrochen. Sein Wagen wurde auf dem Parkplatz am Lister Hafen gefunden. Wahrscheinlich war Schmidt von hier aus noch eine beträchtliche Strecke zu Fuß zurückgegangen.

Tod durch Ertrinken lautete das amtliche Urteil.

Frau Kleinschmidt öffnete die Tür in dem Augenblick, als er den Schlüssel ins Schloss seiner Wohnungstür steckte. Ein Fangschuss sozusagen, dafür musste sie über eine beträchtliche Zeit in ihrer Diele mit dem Ohr an der Tür verbracht haben, um ihn abzupassen. Was Frau Kleinschmidt mit ihm trieb, war Ansitzen, eine andere Bezeichnung konnte er für diese Art des Abfangens nicht finden. Welche Mühe, um sich zu beschweren, weil er für das Auswechseln der Glühbirne der Treppenhauslampe mehr als eine Woche gebraucht hatte, wo er doch der einzige Mann im Haus sei.

Ein Argument, so schief, dass man sich ihm schon nicht mehr entziehen kann, dachte er. Wozu brauchte Frau Kleinschmidt Licht im Treppenhaus? Sie ging doch ohnehin nicht mehr aus, erst recht nicht abends, und um festzustellen, ob das Flurlicht ging, musste sie täglich den Lichtschalter betätigt haben. Schmidt, Kleinschmidt – mit dieser Namensähnlichkeit charakterisierte er das Verhältnis zu der alten Frau; er war Schmidt und sie war kleinschlich, insbesondere in seiner Putzwoche. Er würde zu nass wischen, hatte Frau Kleinschmidt gemäkelt. Ob er die Treppe mit dem Staubtuch putzen sollte, fragte er. Frau Kleinschmidt zog sich wortlos in ihre Wohnung zurück, mit einem Gesicht zwischen empört und beleidigt

Alte Leute seien so, wenn sie nichts mehr zu tun hätten, da gehe der Horizont gerade mal über die Wohnungstür hinaus, meinte Heike. Das wusste er selbst. Heike lehnte seine Einladung zum Essen ohne Begründung ab, sagte einfach nur, es ginge nicht, erhob sich und gab ihm zum Abschied einen Kuss auf die Wange, mit flüchtigem Druck ihrer Hand auf seine Schulter.

Er winkte der Bedienung und bezahlte wie immer ihren Cappuccino. Die Turmuhr der Michaelskirche zeigte halb sieben und er stand ohne Planung für den Abend da. Die meisten Abende verbrachte er mit den Beschäftigungen, die zu einer Wohnung gehören, eben mit Musik, Lesen, Fernsehen, Aufräumen, Wäsche, Geschirr. Für heute hatte er fest mit Heike gerechnet

und ihm fiel der Gedanke schwer, die Lücke mit den gleichen Dingen füllen zu müssen, wie sie jeden Tag wiederkehrten.

Ob Frau Kleinschmidt wieder auf ihn ansaß? Entschlossen schellte er bei ihr an. Es dauerte eine Weile, bis sie die Wohnungstür öffnete und ihn verärgert über die Störung ansah.

»Entschuldigen Sie«, sagte der uniformierte Polizeibeamte und stieg die drei Stufen von der Haustür zur Wohnungstür hoch. »Wohnt in diesem Haus ein Bernd Schmidt?« Der Polizist schaute auf ein Papier, das er in der Hand hielt.

»Ja?« sagte Frau Kleinschmidt.

»Sein Name steht nicht draußen an der Klingel.«

»Er wollte es so. Der Briefträger wusste Bescheid.«

»Herr Schmidt wohnt also in diesem Haus?«

»Das dritte und das vierte Zimmer, bei mir. Was hat er mit der Polizei zu schaffen?«

Ob er hereinkommen dürfe, fragte der Polizist. Frau Kleinschmidt ließ den Polizisten im Wohnzimmer in einem Sessel Platz nehmen und bot Eierlikör an. Der Polizist antwortete, er sei ihm Dienst, dann sagte er doch ja, auch wenn ihm ein Kaffee lieber gewesen wäre.

»Herr Schmidt ist auf Sylt«, sagte Frau Kleinschmidt.

Der Polizist nickte und trank den Eierlikör aus. »Hat Herr Schmidt Angehörige - Familie, Verwandte?«

»Die Eltern sind gestorben«, antwortete Frau Kleinschmidt. »Er hatte auch keine Geschwister. Nun sagen Sie mir endlich, warum Sie die seltsamen Fragen stellen. Hat er etwas ausgefressen?«

»Er ist tot«, sagte der Polizist. Er wich ihrem Blick aus und schaute auf seine Schuhspitzen. Tot ist tot, nicht vielleicht tot, sondern endgültig, und darum hatte er nie begriffen, wie man eine solche Nachricht schonend übermitteln kann.

Frau Kleinschmidt brauchte fast eine Minute, um zu verstehen. Sie hielt die Hand vor den offenen Mund, womit sie ihre Betroffenheit nicht zurückhielt, im Gegenteil, ihre leisen Schreie klangen durch die Finger hohl und unwirklich, und nach dem sie sich einigermaßen gefasst hatte, gingen sie in ein trockenes, abgehacktes Schluchzen über.

»Sie standen Herrn Schmidt nahe?«

Die alte Frau nickte.

»Herr Schmidt ist bei einer Wattwanderung ums Leben gekommen. Er ging allein, ohne Führer. Die Flut muss ihn überrascht haben. Ein Unfall.«

»Er konnte nicht schwimmen«, sagte Frau Kleinschmidt und sprach mehr zu sich selbst. »Er ging nie Schwimmen. Er hatte Angst vor dem Wasser, sobald es ihm über die Hüften stieg.«

»Das erklärt, warum er ertrunken ist, aber nicht, warum er den Ausflug ins Watt allein unternommen hat.«

Die alte Frau weinte, jetzt lautlos. Sie wischte die Tränen mit einer zittrigen Bewegung ihrer Finger von den Wangen. Dann stand sie auf und ging nach nebenan, wo der Polizist die Küche vermutete, und kam mit einem Taschentuch zurück, das sie unablässig in den Händen knetete. Sie nahm einen Silberrahmen aus einem offenen Regal des Schrankes und reichte ihn dem Polizisten.

»Das ist mein Mann«, sagte sie. »Er ist vor fünfzehn Jahren gestorben. Ein Lungenemphysem.«

Der Polizist tat, als ob er verstanden hätte. »Wie alt war Ihr Mann?« fragte er, weil ihm nichts Besseres einfiel.

»Achtundsechzig. Er musste schon mit neunundfünfzig in Rente, wegen seiner Krankheit.«

»Ah, ja.« Der Polizist reichte das Bild zurück. Er suchte nach einer Möglichkeit, von der Familiengeschichte abzulenken, die ihm drohte. »Haben Sie auch ein Bild von Herrn Schmidt?«

Ja. Der Silberrahmen neben Herrn Kleinschmidt.

Der Tote schaute lebendig, aber regungslos aus dem Foto. Dunkles Haar und ein Gesicht ohne besondere Merkmale, Durchschnitt. Das Bild war offensichtlich die Vergrößerung eines Passfotos.

»Bis er bei mir anschellte, glaubte ich, er sei in seinem Alter immer noch einer von den unerzogenen Flegeln«, sagte Frau Kleinschmidt.

»Ja bitte?« Frau Kleinschmidt hatte die Wohnungstür noch nicht einmal so weit geöffnet, dass sie sich in den Spalt stellen konnte, nur Kopf und Schultern schauten hinter dem Türblatt hervor.

»Ich möchte meinen Antrittsbesuch bei Ihnen machen. Bernd Schmidt – ihr Nachbar seit über einem halben Jahr. Es ist üblich, eine Kleinigkeit zur Begrüßung mitzubringen, Blumen oder eine Flasche Wein.« Er schaute an sich herunter und zeigte die leeren Hände. »Seien Sie ehrlich, Sie haben auch nichts anderes von mir erwartet.«

Es war nicht einfach, das Misstrauen der alten Frau zu zerstreuen. Noch im Wohnzimmer stand sie unschlüssig herum, sodass er ihr einen Platz auf ihrem Sofa anbot. Sie protestierte nicht einmal. Er setzte sich in einen der

beiden Sessel, dessen Lehnen ihn beinahe verschluckten und ihn fünfunddreißig Jahre zurückschickten – das dunkel glänzende Holz der Möbel, die geschwungene Couch und die Troddeln an der Stehlampe daneben, Orientteppiche auf Parkett, eine Heidelandschaft in Öl, geraffte Gardinen –, alles war geschmackvoll und wie aus einer anderen Welt.

Mühsam wie das Platz nehmen war auch, das Gespräch in Gang zu bringen. Er erzählte, was er beruflich machte und blieb dabei im Allgemeinen, weil er glaubte, dass sich die alte Frau vom heutigen Berufsleben keine Vorstellung machen konnte, wenn sie denn überhaupt je berufstätig gewesen war. Doch, sie hatte eine Ausbildung als Krankenschwester, war aber seit der Geburt ihrer Tochter zu Hause geblieben. Das blieb das Einzige, was Frau Kleinschmidt über sich preisgab.

Zwei Tage später klingelte er nach dem Abendessen wieder bei ihr. Diesmal schwenkte er eine Flasche Wein - besser spät als nie, zitierte er einen Allgemeinplatz. Frau Kleinschmidt blickte ihn verständnislos auf eine Art an, dass er glaubte, sie habe ihn nicht erkannt. Er fühlte sich mit der Flasche allein gelassen und stellte sie zurück in das kleine Weinregal in der Küche zwischen Besenschrank und Wand.

Sie saß am Tag danach wieder auf ihn an, denn er war noch nicht bis zu seiner Wohnungstür gekommen, als sie die Ihrige öffnete. Ihre Augen waren gerötet und lagen tiefer als sonst. Er war nach zehneinhalb Stunden Arbeit müde und brauchte nichts weiter als ein schnell zubereitetes Essen und eine Flasche Bier. Sie wird sich doch hoffentlich nicht wegen mir gegrämt haben, dachte er. Nein, sie entschuldigte sich für ihr Benehmen, sehr ungeschickt und genauso durcheinander wie gestern, als er mit der Flasche Wein vor ihrer Tür stand. Vergiss es, Oma, konnte er schlecht antworten, er sagte, es sei in Ordnung und sie brauche sich keine Sorgen zu machen, er bleibe der schlechte Nachbar, wie bisher, und zwinkerte mit einem Auge. Frau Kleinschmidt schien auch jetzt nicht zugehört zu haben.

»Wegen meiner Tochter«, sagte sie und weinte.

Er hatte Mitleid und suchte nach tröstenden Worten. Es wird schon wieder. Mehr als diese Phrase fiel ihm nicht ein. Vorsichtig legte er eine Hand auf ihre Schulter und führte sie in ihre Wohnung bis auf das Sofa. Er war kein Mann für solche Situationen. Wenn er traurig war, verzichtete er auf Tröstung und ertränkte sich lieber im eigenen Selbstmitleid – diese ehrliche Erkenntnis hinderte ihn nicht, die gleiche Chose jedes Mal aufs Neue zu durchleben.

Frau Kleinschmidt begann zu reden. Er fühlte, wie sich sein Hunger vom Magen nach oben fraß. Im Kopf angekommen, würde er sich höflich verabschieden, aber im Kopf war zunächst noch diese Tochter, die sich von ihrer Mutter abgewendet hatte. Wie Mütter seien, klagte sich Frau Kleinschmidt an, habe sie sich zuviel um Rita gekümmert, ständig besorgt um ihr Wohlergehen, nie verlegen um einen guten Ratschlag.

»Um den Rita nicht gebeten hatte«, sagte er, »bei uns zu Hause ist es nicht viel anders gewesen.«

»Verurteilen Sie ihre Mutter deshalb?« wollte Frau Kleinschmidt wissen.

»Sie ist gestorben«, antwortete er, »wahrscheinlich rechtzeitig genug, dass uns dieser Konflikt erspart blieb.«

Frau Kleinschmidt sagte etwas Unverständliches und wurde wieder abwesend. Ein gute Gelegenheit, sich zu verabschieden.

Hunger? Die alte Frau war auf einmal wie aufgezogen. Sie habe etwas vorbereitet, sagte sie und ging in die Küche. Er saß einige Minuten im Sessel und betrachte die Einrichtung. Sie erschien so alt wie er selbst und erinnerte ihn an Abende und Wochenenden und insbesondere die Familienfeiern, wenn sie gedrängt im Wohnzimmer saßen und durcheinanderredeten, die Erwachsenen Bier aus den goldgeränderten Gläsern tranken und den Wein aus Glaskelchen, die mit grauen, in das Glas eingravierten Verzierungen versehen waren.

Es gebe nur eine Kleinigkeit zu essen, sagte Frau Kleinschmidt, als er sich in den Türrahmen der Küche stellte, er möge schon mal die Flasche Sekt aus dem Kühlschrank nehmen. Sie habe damit anstoßen wollen. Ob er die Gläser aus dem Wohnzimmerschrank holen könne?

»Ich hatte gestern Geburtstag«, beantwortete sie seine Frage. Zweiundachtzig. Rita, ihre Tochter, hatte den Geburtstag nicht vergessen. Sie rief an, gratulierte und erzählte Neues von den studierenden Söhnen. Wenn man die Enkel nicht sieht, bleiben die Erlebnisse fremd, sagte Frau Kleinschmidt traurig. Er aß, was sie für Rita vorbereitet hatte, und trank den Sekt, mit dem sich Mutter und Tochter zuprosten sollten.

Frau Kleinschmidt ließ ihn Musik aussuchen. Sie hatte nur Schallplatten, keine CDs, und das war ebenfalls ein Rückfall in die Zeit seiner Kindheit, wo er es als besonderen Vertrauensbeweis empfunden hatte, wenn er den Plattenspieler bedienen durfte. Sie hörten eine Zeit lang schweigend *La Traviata*. Nach dem ersten Akt verabschiedete er sich.

Eine Woche hörte und sah er nichts von Frau Kleinschmidt und machte sich Gedanken. Als er bei ihr anschellte, sah sie aus wie immer und er ent-

deckte sogar Freude in ihrem Gesicht. Sie hatte nicht vergessen, dass er hungrig sein könnte, wenn er von der Arbeit kam, und improvisierte etwas aus ihren Vorräten. Er stand wieder in der Küchentür und sah ihr zu. Sie bewegte sich langsam und wie einstudiert suchte sie Halt immer an den gleichen Stellen, an der Kante des Esstisches oder entlang der Arbeitsplatte. Sie wärmte ihm Möhrengemüse auf. Während sie hantierte, sprach sie über das, was sie tat, ohne aber darauf zu achten, ob er ihr zuhörte. Das Möhrengemüse war Rest aus einem Fertiggericht, das sie eigentlich morgen Mittag essen wollte. Dazu schmierte sie ihm zwei Schnitten mit Käse. Holzbrettchen, Messer, Brot, Butter, Käse, alles besorgte sie einzeln und legte es einzeln zurück.

Im Laufe der Zeit gewöhnte er sich an, ihr die beschwerlichen Dinge abzunehmen. Für ihn waren es nur kleine Handreichungen, die sie mit stiller, ihm wohltuender Dankbarkeit bezahlte. Ein- bis zweimal in der Woche verbrachte er den Abend bei ihr, ruhig beim Fernsehen oder mit Musik, und lebhaft, wenn sie aus einem zufälligen Anlass ihr Leben aufschlugen. Agnes redete ansonsten nicht viel. Sie lebte seit dem Tod ihres Mannes allein, hatte nach und nach ihre Freundinnen verloren und sprach meist mit sich selbst in Gedanken.

Heike rief im Büro an und fragte verwundert, warum er nichts mehr von sich hören ließe. Es sei halt viel zu tun, gab er ausweichend Antwort. Er liebe sie nicht mehr, stellte Heike mit der ihr eigenen Direktheit fest, was er bestritt und wofür er sich schämte. Manchmal brauche er Abstand vom Unerreichbaren, sagte er. Das war die Wahrheit.

Agnes überließ ihm die Auswahl, wenn sie Musik hörten. Er stöberte in ihrer Schallplattensammlung und fand ein paar Schlagerschätzchen aus den 60er Jahren. Wenn er Freddy Quinn auflegte, freute sie sich besonders. Überhaupt ergab sich aus vielem, was er tat, ein Gespräch – wie sie in Hamburg ein Konzert von Freddy Quinn besucht hatten, war für ihn, der nicht dabei gewesen war, eher langweilig. Ihre Fotoalben sprachen hingegen Bände. Er zeigte wahllos auf ein Foto und fragte: Agnes kannst du mir eine Geschichte dazu erzählen? Nicht immer erzählte sie, manchmal erwähnte sie nur die Fakten – wer, wann und wo. Lebendig wurden die Fotos erst, wenn Gefühle im Spiel waren, ein Streit vielleicht, eine überbewertete Begebenheit, oder, wenn er die wenigen Fotos aus den 40er Jahren ansah, die Geschichte. Ein Foto zeigte einen schmucklosen Bau mit vielen Fenstern, der selbst in schwarz-weiß schmutziggrau wirkte. In diesem Krankenhaus hatte sie ge-

arbeitet, manchmal tage- und nächtelang am Stück, wenn sie wegen der Luftangriffe nicht nach Hause konnte, woran sie ohnehin nicht dachte, weil sie die Kranken in den Keller schaffen mussten und nach der Entwarnung wieder hoch, wenn nicht plötzlich eine zweite Welle anflog. Ob das nicht zum Verzweifeln gewesen wäre, fragte er, ein Leben ohne Hoffnung auf ein gutes Ende. Schon, sagte Agnes, dafür sei aber keine Zeit gewesen. Das Ende sei auch schneller gekommen, als sie gedacht hatten, als das Krankenhaus von Bomben getroffen wurde.

Es gab die üblichen Familienfotos, Hochzeit, Taufe, Einschulung, Erstkommunion, Urlaube in Borkum, im Schwarzwald, Harz, im Salzkammergut und natürlich in Rimini, Strand, Wellen, Berge und Rucksäcke mit Schnürstiefeln. Die Familienfotos waren der rote Faden, der ihr Leben zusammenhielt.

»Und das hier ist wieder Heinrich«, sagte sie ein ums andere Male und tippte mit der Fingerspitze auf die betreffende Stelle des Fotos. Heinrich stand auch in einem silbernen Rahmen im Wohnzimmerschrank. Wirklich traurig war Agnes nicht mehr über den Tod ihres Mannes, dafür lag er schon zu lange zurück. Und doch verbreitete sie mit jeder Erwähnung seines Namens Melancholie. Er traute sich nicht, sie nach ihren Gefühlen zu fragen.

Mit Heike verabredete er sich zum Theater, um das schlechte Gewissen ihr gegenüber zu beruhigen. Man gab etwas zum Amüsieren, ein sprachlich in die Region verpflanztes Boulevardstück. Danach gingen sie noch ein Bier trinken in der Kneipe, wo sie sich früher in die Gemeinschaft der Alleinstehenden begeben hatten, manchmal verabredet, meistens jeder für sich. *Bei Harry* hieß das Lokal. Harry erklärte schon mal zu später Stunde, der Familienvater sei der natürliche Feind der Gastronomie und spendierte dann dem leutseligen Rest eine Lokalrunde.

Mit Mühe konzentrierte er sich auf das Gespräch mit Heike. Er fühlte sich in der lärmenden Umgebung nicht mehr wohl. Heike fragte, was mit ihm los sei, seine Einsilbigkeit sei unerträglich und jedes Wort müsse sie ihm einzeln aus der Nase ziehen.

Als er tags darauf bei Heike anrief, um sich zu entschuldigen, meldete sich Ulla am Telefon, eine Freundin, wie sie sagte, und dass Heike erst später käme. Dann fragte sie keck, ob er der Einsiedler sei, von dem Heike erzählt habe. Ihr sei so etwas noch nicht passiert. Wie man mit Männern umgehe, liege ihr im Blut. Nun, das Treffen, zu dem sich Ulla selbst einlud, wurde ein

Fiasko. Ulla gab sich freizügig und er bediente sich heftig genug, dass ihre Pupillen noch bei der hastigen Verabschiedung geweitet waren.

Spät klingelte er noch bei Agnes. Er wusste, dass sie um diese Zeit noch nicht schlief. Sie öffnete nicht und er klingelte ein weiteres Mal, ließ es aber dann, um sie nicht zu ängstigen.

Um diese Zeit begann er, mehr von sich zu erzählen, wenn er mit Agnes zusammensaß. Was hältst du davon, fragte er und verfolgte interessiert, was ein vierzig Jahre ältere Frau zu sagen hatte. Überwiegend, so fand er, waren Agnes Kommentare nicht zu gebrauchen, sie war eben aus einer anderen Welt. Er wertete ihre Schilderungen nicht ab, sondern trennte, und was dann übrig blieb, faszinierte ihn auf eine Weise, dass er sich wünschte, dabei gewesen zu sein. Nach dem das Krankenhaus nicht mehr existierte, hatte man Agnes in ein Lazarett gesteckt, das beim Näherrücken der russischen Armee hastig aufgelöst wurde. Im Chaos fand sie sich plötzlich allein und schlug sich nach Thüringen zur Familie ihrer Mutter durch, dann überquerte sie nachts die Elbe, die Grenze der sowjetischen Besatzungszone, um zurück ins Ruhrgebiet zu gelangen. Zum ersten Mal machte er im Zuhören eine Erfahrung, dass es existentielle Bindungen gab, die nicht vom Zufall des Augenblicks bestimmt wurden.

Als er in die beiden unbenutzten Zimmer bei Agnes einzog, wusste er nicht mehr genau, wer die Idee und wer den Anstoß gegeben hatte. Er brachte seine Möbel nicht mit, nur die Technik – Schreibtisch und Computer, Fernseher und Stereoanlage. Das eine Zimmer – Agnes nannte es das vierte – benutze er zum Schlafen, das andere, um mit seinen Büchern, der Musik und dem Computer für sich zu sein.

Agnes war ruhig und er spürte sie kaum, ganz entgegen seinen Befürchtungen. Sie richtete sich nach seinen Wünschen, was das Essen anbetraf, sie aß ihren Teil zu Mittag, wie sie es gewohnt war, und er den seinen zum Abend. Einkäufe erledigten sie samstags gemeinsam, wofür sie ihm dankbar war, weil sie sich zuletzt kaum noch bis zur Straßenecke getraut hatte und sich von der Putzhilfe versorgen ließ.

Wenn er die Abende verglich, allein in seiner Wohnung und allein im dritten Zimmer, fühlte er sich im dritten Zimmer wohler. Wenn er das Zimmer verließ, war Agnes da, in seiner Wohnung war niemand. Was schaust du heute im Fernsehen, fragte er sie nach dem Abendessen. Sie wählte das ruhigere Programm, als hätte es im Leben nicht schon genug Aufregung gegeben. Wieder nichts für uns, sagte er dann. Einmal nahm er sie

dabei in die Arme und streichelte ihr das graue Haar, weil ihm die Absage leidtat.

Zu Weihnachten wünschte sie sich ein Bild von ihm. Ein überflüssiger Wunsch, sagte er ihr, er sei doch jeden Tag gegenwärtig. Rita entdeckte das Foto gleich, als sie am ersten Weihnachtstag mit Klaus, ihrem Mann, zu Besuch kam. Sie zog bei seinem Anblick die Augenbrauen hoch. Er stand aus dem Sessel auf und sagte, er wolle nicht stören und sich auf sein Zimmer zurückziehen.

»Du störst uns doch nicht, Bernd«, sagte Agnes.

»Bernd?« Rita schien die Luft im Hals stecken zu bleiben. »Du lässt einen fremden Mann bei dir wohnen?« Rita griff in das Regal, nahm sein Bild und hielt es ihrer Mutter vor das Gesicht. »Schämst du dich nicht? Neben Papa!«

»Du hast doch nicht etwa Geldsorgen?« fragte Ritas Mann argwöhnisch.

»Hat sie nicht«, sagte er, »Ihre Schwiegermutter hat fast achtundvierzigtausend Euro auf dem Konto. Zugegeben, ihre Finanzen waren bis vor einiger Zeit ziemlich ungeordnet. Das Meiste haben wir« - er konnte sich den Plural nicht verkneifen - »in Sparbriefen angelegt, zwei bis vier Jahre Laufzeit«, und schloss die Tür. Auf seinem Zimmer setzte er sich die Kopfhörer auf und regelte die Lautstärke hoch.

Agnes brauchte ein paar Tage, um aus der gedrückten Stimmung in ihr Gleichgewicht zurückzufinden. Sie sprach danach sehr viel über Heinrich, über Begebenheiten, die er schon kannte, und über ihre Ehe. Plötzlich verstand er, woher diese Melancholie stammte, wenn von Heinrich die Rede war. Er wartete schon fünfzehn Jahre auf sie. Es sei doch nicht ihre Schuld, klagte Agnes.

»Sollte ich es früher schaffen als du, werde ich Heinrich ausrichten, wie sehr du ihn vermisst«, versprach er.

»Es war kein Unfall«, sagte Frau Kleinschmidt. Aus dem Munde der alten Frau und durch den Tränenschleier klang diese Feststellung wie der Trotz eines kleinen Kindes.

Der Polizist antwortete nicht.